

Warum mir das Neujahrswünschen wie Spitzgras war

Von Karl Götz

Es gibt für jeden Menschen ein paar Dinge, die ihm wie Spitzgras sind. Ein ganz besonders spitziges Spitzgras war mir als Bub das Neujahrswünschen. Aber eigentlich erst von einem ganz bestimmten Neujahrstag an. Doch ich will der Reihe nach erzählen. Mein Sprüchlein selber machte mir weniger zu schaffen, obwohl es mir ein bißchen altmodisch vorkam, und obwohl mir sein Sinn ziemlich dunkel blieb. Ich mußte den Leuten nämlich in einem Atemzug den gesunden Leib, den Heiligen Geist und das ewige Leben wünschen.

Den gesunden Leib ließ ich mir noch gefallen, denn an Zahnweh und Bauchweh hatte ich schon erfahren, was es heißt, am Leibe krank zu sein. Mit dem Heiligen Geist war es schon schwieriger. Wenn ich überhaupt eine Vorstellung von ihm hatte, dann war es eine äußerst ungenaue und zweifelsohne auch eine recht verkehrte, denn ich sah da eine Taube über kleinen, bläulichen und roten Flämmchen schweben, und diese Flämmchen züngelten beileibe nicht dort, wohin auch noch so kleine Flammen gehören, sondern sage und schreibe auf den Köpfen vollbärtiger Apostel. Ich konnte mir mit dem besten Willen nicht denken, was gewöhnliche Leute mit dem Heiligen Geist anfangen sollten.

Warum man schließlich jemand das ewige Leben wünschte, wo doch alle Menschen dereinst auferstehen würden von den Toten zum ewigen Leben, das konnte ich mir auch nicht erklären.

Viel mehr aber als mein Neujahrsspruch machten mir die Leute zu schaffen, denen ich ihn darzubringen hatte. Ihr Kreis erweiterte sich nämlich mit jedem Jahr. Zuerst waren es nur die Mutter, die Dote, die Großmutter und die Tante in der Schwanengasse gewesen. Im Jahr darauf waren dann die Hausleute und unsere nächsten Nachbarn dazugekommen, der

Webermeister Stegmaier und seine Frau, ruhige und freundliche Leute. Die Frau Stegmaier war ganz gerührt gewesen, als ich mein Sprüchlein zum erstenmal aufgesagt hatte. Sie hatte sich mit dem Schurzzipfel an den Augen herumgewischt und gesagt: „Büble, mir wünschet dir grad so viel, vor allem da Heilige Geist. Von dem ka mr gar net gnuag han, bsonders in dr Schul. Gsond bist jo so, und 's ewige Leba, woisch, des kommt erst ganz später amol.“ Von da an war mir der Heilige Geist noch rätselhafter geworden.

In dem Jahr, von dem nun die Rede ist, meinte die Mutter, ich könne jetzt ruhig noch ein paar Häuser weiter gehen, zum Beispiel zum Klotzbüchers-Jakob, der auf der Kattunmanufaktur in der Farbküche schaffte, wenn er schaffte. Die Leute sagten, der Jakob mache um die Arbeit gern einen großen Bogen herum. Er aber sagte, es sei schon ein Kreuz, wenn man es so auf dem Magen habe wie er. Darauf meinten dann aber die Leute wieder, es werde beim Jakob wohl eher die Leber sein, wegen dem Überdurst, den der das ganze Jahr habe. Aber Leber oder Magen, das sei für den Jakob gehopft wie gesprungen. Dem wäre es himmelangst, wenn er sein Kreuz nicht hätte. Unser Herrgott habe allerhand Kostgänger, auch solche, denen es vor der Arbeit ärger angst sei als vor einem kranken Magen.

Wenn ich dann schon unterwegs sei, sagte die Mutter, dann solle ich auch gleich bei der Göhringers-Marie vorbeigehen und auch ihr die Ehre antun. Sie war eine Hausnäherin. Es hieß, man habe sie nicht schulen können; davon merke man aber nicht viel. Sie sei eine seelengute Person und tüchtig wie nicht leicht eine. Es sei ihr halt scheint's für die große Geschicklichkeit ihrer Finger im Oberstüble ein bißchen etwas abgezogen worden.

Und von der Marie sei 's ja dann nur noch einen Katzensprung zur Frau Oberlehrer. Die freue sich sicher, denn sie habe mich schon auf dem Arm herumgetragen, als ich noch im Tragkissen gelegen sei. Sie war eine kräftige, gesunde, runde Frau mit ein paar festen roten Bäckchen und die Mutter sagte manchmal: Ach, der Frau ihren gesunden Leib müßte man haben! Wenn natürlich der Herr Oberlehrer auch daheim sei, werde ich ja wissen, was sich gehöre, und ich solle dann mein Sach noch deutlicher und schöner sagen und ja recht manierlich sein.

Ja, und dann solle ich halt den Weg vollends unter die Füße nehmen und auch zur Frau Kommerzienrat nach Neubolheim hinuntergehen, der Witwe des Fabrikanten, in dessen Fabrik mein Vater zu seinen Lebzeiten ein tüchtiger Meister gewesen war. Der verstorbene Herr Kommerzienrat und auch die Frau Kommerzienrat hätten große Stücke auf ihn gehalten.

Das wurde nun für mich schier eine ganze Tagreise. Aber das hätte mir nicht einmal so viel ausgemacht, denn zu meiner Bubenzzeit war man das Laufen noch gewohnt. Viel ärger war, daß man mit all diesen Leuten sozusagen in verschiedenen Sprachen reden mußte. Zur Dote, zur Großmutter und zur Tante sagte man Du. Das: „Dota, i wünsch dr da gsunda Leib“ ging leicht heraus. Zu den Nachbarn und auch zu der Hausnäherin sagte man Ihr, so daß es da anfang: „Nochber“ oder „Nähere, – i wünsch üch da gsunda Leib...“ und so fort. Aber da war schon wieder ein Unterschied. Zum Jakob, meinte die Mutter, solle ich sagen üch, nicht euch, „I wünsch euch“, das könnte sich so anhören, als wollte ich etwas Besseres sein. Es war in unserem Stadtviertel gang und gäbe, anstatt euch üch zu sagen. Bei der Göhringers-Marie sei es aber wieder anders. Die bringe gern immer wieder ein Wort nach der Schrift hinein, und ich werde wohl noch wissen, wie sie mir das letztmal gesagt habe: „No net ganz so bäurisch, du solltest scho no wissa, daß dei Vater a Meister gwesa isch.“ Sie habe deutlich Meister, und nicht, wie wir es sonst gewohnt seien, Moischter, und außerdem gwesa und net gwea gesagt. Also bei der Marie: „I wünsch euch –, net üch!“

Etwas ganz anderes war es natürlich bei der Frau Oberlehrer. Zu ihr mußte ich Sie sagen, das versteht sich, so daß es dort heißen mußte: „Frau Oberlehrer, i wünsch Ihne da gsunda Leib...“ Mit dem „Ihne“ hatte ich schon meine Schwierigkeiten, schon weil mir die Mutter eingeschärft hatte, es heiße Ihne und nicht Ehne. Da hätte ich dann lieber alles gleich ganz hochdeutsch gesagt. Aber das sei erst recht nichts, meinte

die Mutter. Denn der Herr Oberlehrer spotte gern und es könne dann leicht sein, daß er sage: „Bua, brech dr d' Zung net ab. Bist ällaweil no von Mergelstett.“

Und dann kam die Frau Kommerzienrat. Ja, die redete man, wie soll ich sagen, die redete man überhaupt nicht an. Da hieß es nämlich – und zwar in diesem Fall alles auf hochdeutsch –: „Ich wünsche der Frau Kommerzienrat den gesunden Leib und den Heiligen Geist (nicht Geischt, sagte die Mutter dutzendmal), und das ewige Leben.“ Also nicht etwa: I wünsch, sondern ich wünsche! Was hat mir allein das e hinten an dem Wort wünsche zu schaffen gemacht! Ich hätte gewettet, daß dies falsch war, und daß die Mutter dies einfach nicht richtig wußte; denn wer sagte denn schon so dumm: wünsche!

An besagtem Neujahrstag machte ich mich also auf den Weg.

Beim Jakob war es ja nicht schwer. Ich mußte nur aufpassen, daß ich es nicht nobel tat. Also üch, net euch. Nochber, i wünsch üch! Das ging leicht. Er saß auf dem alten Ledersofa, aus dem die Federn stупften und rauchte seine große Pfeife mit dem Porzellankopf. Sorglos fing ich an, recht laut, denn er hörte auch ein bißchen schlecht: „Nochber, i wünsch üch da gsunda Leib und da...“ – aber weiter kam ich nicht, denn der Jakob fuhr, was man keineswegs an ihm gewohnt war, aus seinem Sofaek auf und schrie: „Was, du Lausbüble, du elends, wer hot denn die do wieder aufgestachelt, daß d'mi ärgera sollescht? Des Lompapack! Sollet doch die mit soma Maga in dui dreckt Farbkuche nei auf dr Manufaktur, dui Bagasch. Und dir bsorg i's! Du Blitz, du dondrischer!“ Er holte weit aus und ich lief erschrocken und völlig verwirrt aus dem Haus. Erst als ich schon um einige Straßenecken herum war, tat ich langsamer. Ich mochte hin- und herdenken wie ich wollte, es wurde mir nicht klar, was der Klotzbücher da gewollt hatte. Vielleicht hatte er einfach einen sitzen, und da sollen die Leute ja, wie man hörte, manchmal nicht recht wissen, was sie sagen.

Immerhin: Als ich dann nachher vor dem alten, kleinen Häusle in der Hinteren Gasse stand, in dem die Göhringers Marie hinten hinaus eine kleine, dunkle Stube hatte, war ich noch sehr unruhig. Ich dachte aber an die schönen großen Äpfel, von denen sie mir ein paar in die Taschen geschoben hatte, als ich sie das letzte Mal zum Nähen hatte bestellen müssen, und so sagte ich schnell noch ein paarmal vor mich hin: „Nähere, i wünsch euch...“ und dachte jedesmal dabei: euch, net üch!

Es ging auch gut. Sie hielt den Kopf ein wenig schief und sah nur so ein bißchen von unten herauf, wie sie es meist tat. Auf einmal aber, als ich beim Heiligen Geist war, stellte sie den Kopf und sah mich ganz groß an. Ich war kaum fertig, da sagte sie mit einer Stimme, die ich nicht an ihr kannte: „So? Isch des dei ganze Bildung? A arme Nähere ärgera? Des mit em Heiliga Geist hättest ruhig sei lassa können. I bin au net dümmmer wie ander Leut. Des hätt i net von dir denkt, und deine lumpete Hosa soll flicka wer will, i nemme! Und do hot dr Zimmerma 's Loch nausgmacht!“ Und da schob sie mich auch schon zur Tür hinaus und patschte sie zornig hinter mir zu.

Ich weiß nicht mehr, wie ich die steile Treppe hinunter und wieder an die frische Luft gekommen bin. Ich weiß nur noch, daß ich nun am liebsten heimgerannt wäre, um der Mutter zu sagen, daß ich es doch schon immer gewußt hätte, daß der altmodische Neujahrsspruch nichts sei und jetzt sei es mir schon zu dumm und ich ginge überhaupt nirgends mehr hin! Aber die Mutter hätte in solchen Dingen keinen Spaß verstanden. Nein nein, es hatte alles keinen Wert, ich mußte weitermachen auf meiner Glückwunschtour. Und jetzt kam die Frau Oberlehrer.

Es surrte mir noch in den Ohren, als ich die schwere Haustür langsam aufmachte. Da war der hohe, weite Hausgang, der mir eines farbigen Fensters wegen sehr vornehm vorkam. Es ging drei Treppen hinauf, und dann stand ich herzklopfend vor der Glastür. Ihne, net Ehne! dachte ich. Ich hatte den Finger schon am Knopf der Glocke. Aber ich ließ die Hand nochmals sinken. Ich wollte lieber alles geschwind nochmals leis vor mich hinsagen. Also: „Frau Oberlehrer, i wünsch mir . . .“ schon falsch. Was war denn das? „Frau Oberlehrer, i wünsch Ihne Ihren gsunda Leib . . .“ wieder nichts. War denn der Spruch verhext? „Frau Oberlehrer, i wünsch Ihne da gsunda Leib, da Heiliga Geist und 's ewig Leba.“ Gottlob.

Ich gab mir einen Ruck und läutete. So leis ich konnte. Es schoß mir dabei durch den Kopf: Vielleicht ist überhaupt niemand daheim. Oh, wenn nur niemand daheim wäre! Aber da ging die Tür schon auf und die Frau Oberlehrer stand da. Ich fing noch unter der offenen Tür an: „Frau Oberlehrer . . .“ Da kam auch er und sagte: „No vollends reispaziert, ma bleibt net unter der offena Tür steha.“ Schon der Anblick des geachteten Mannes verwirrte mich. Es wurde mir heiß im Kopf und es flimmerte mir vor den Augen. Aber es half alles nichts, ich mußte mein Sach sagen. „Frau Oberlehrer, en schöne Gruß von dr Mutter und von mir, und i wünsch mir Ihne Ihren gsunda Leib und da Heilige Geist und 's ewig Leba.“ – Er

lachte laut hinaus: „Jetzt horch au, Frau, er wünscht sich dein gsunda Leib! Büble, ganz hots net g'stimmt, dei Sprüchle, aber hosch sicher gut gmoint; so wünschet mir dir halt au recht viel von sellem Heiliga Geist.“

Mir summte es wieder in den Ohren und es flimmerte mir vor den Augen. Am liebsten wäre ich in den Boden versunken. Aber da nahm mich die Frau Oberlehrer am Arm, führte mich ins Zimmer, drückte mich freundlich auf einen Stuhl am Tisch mit der roten Plüschdecke und sagte: „Gelt, wenn mer sei Sprüchle gsagt hot, isch oims wieder leichter. Do schmeckt oim a Gsälzbrot. I bring dir glei oins und a Gläsle Most drzua. Und sag no recht viel Grüß an d' Mutter und mir lasset ihra au a gsunds neu's Johr wünsch.“

So schlecht hat es mir, glaube ich, in meinem ganzen Leben nie mehr geschmeckt. Nicht etwa, weil das süße Gsälz und der saure Most nicht recht zusammengepaßt hätten. Von solchen Feinheiten wußten unsere Bubenzungen noch nichts. Es war etwas ganz anderes. Wollte ich aber auch nur noch ein Wort zur Erklärung sagen, so würde ich meine Leser ja geradezu verdächtigen, bis hierher nicht recht aufgepaßt zu haben. Sie sollten aber zum richtigen Verständnis meiner damaligen Verfassung noch zwei Dinge wissen: nämlich erstens, daß unser Oberlehrer Widmann der Mutter fast jede Woche begegnete, wenn er, pünktlich wie eine Uhr, am Donnerstagabend zum Stammtisch in den „Schwanen“ ging, wobei er sich dann jedesmal eine Weile mit ihr unterhielt, und zweitens, daß er gern alles ein bißchen übertrieb, was vielleicht mit seinem Beruf zusammenhing, in dem er eben alles so deutlich wie möglich sagen mußte, und so, daß man es auch behalten konnte. Da er dann und wann auch eine Geschichte für unser Tagblatt schrieb, kann es gut auch sein, daß er sich bei dieser Beschäftigung angewöhnt hat, alles ein bißchen ärger, ernster oder lustiger zu machen, kurz, eben ein wenig zu stilisieren. Daß er dies auch in meinem Fall tun würde, und zwar schon am nächsten Donnerstagabend am Schwaneneck, habe ich nicht geahnt, als ich damals bei ihm daheim an dem Brot kaute, als wäre es Haberstroh, und als ich zu allem hin auch noch Angst haben mußte, das ziemlich flüssige Träublesgälz tropfe auf die Tischdecke und auf meine Hosen, oder die Frau Oberlehrer könnte gerade hereinkommen, wenn ich mir die Finger abschleckte. Das war aber nötig; denn ich mußte ja ihr und ihm nachher die Hand geben.

Es genügt ja zum Übertreiben oder zum Verändern manchmal ein einziges Wort. Auf meinen Fall bezo-

gen, war es so, daß er einfach das Wörtlein und an einer Stelle weggelassen und aus dem nicht minder kurzen Wort den – dem gemacht hat, so daß es nicht mehr hieß, ich wünschte zum gesunden Leib hin auch den Heiligen Geist und das ewige Leben, sondern daß es jetzt mit einmal so herauskam, als hätte ich den gesunden Leib und dem Heiligen Geist das ewige Leben gewünscht. Man wird verstehen, daß mich dies, als ich es erfuhr, schwer empörte. Ich habe ihm seine spitzbübische Stilisierkunst auch jahrzehntelang übelgenommen, so lange, bis ich es selber in diesen Dingen noch viel ärger getrieben habe.

Es war gut, daß ich an dem verhängnisvollen Tag davon noch nichts wußte; denn ich hatte ja den schwersten Gang noch vor mir. Und da war es jetzt ganz recht, daß es bis zur Villa der Frau Kommerzienrat hin noch eine gute Stunde Weges war. Da konnte ich mir meinen Spruch noch oft genug vorsagen. Aber was hatte schon alles Vorsagen für einen Wert. Ich konnte ihn im Schlaf sagen, und doch war bis jetzt jedesmal etwas passiert. Es war ein Glück, daß die Frau Kommerzienrat eine sehr freundliche Frau war. Sie redete rasch und lustig daher und man brauchte keine Angst vor ihr zu haben. Dumm war nur das mit der Anrede. Aber da wollte ich schon aufpassen.

Als ich auf dem Kiesweg unter den hohen Bäumen auf das schöne Haus zuing, das fast einem Schlosse gleich, war ich wieder halbwegs ruhig, und als mich das Dienstmädchen im weißen Schurz und mit einem weißen Häubchen auf dem Kopf durch das Gitterfenster in der Haustür fragte, wer ich sei und was ich wolle, konnte ich meinen Namen sagen, ohne mit der Stimme zu zittern. Ich konnte sogar ganz ruhig dazusetzen, daß ich der Frau Kommerzienrat das Neujahr wünschen wolle. Das Mädchen machte das Fensterchen wieder zu und ließ mich stehen. Sie kam aber gleich wieder, machte die Haustür auf und war auf einmal sehr gefällig. Sie schob mich vor sich her in den Hausgang und dann in eine große Halle, in der viele Hirschgeweihe, auch Gewehre und Lanzen an den Wänden hingen und dann durch dicke Samtvorhänge in das hohe, riesig große Zimmer, in dem man sich hätte verlaufen können. Die Frau Kommerzienrat kam schon von ihrem Platz auf einem erhöhten Tritt an einem der hohen Fenster auf mich zu und sagte, wie sie sich freue und wie groß ich wieder geworden sei und wenn dies der Vater sehen könnte! Sie legte mir beide Hände auf die Schultern und machte weiter: wie das Zeugnis ausgefallen sei und ob der Herr Oberlehrer mit mir zufrieden sei und wie es der Mutter gehe und ob ich schon wisse, was

ich einmal werden wolle. Sie fragte alles so schnell hintereinander, daß ich jedesmal nur nicken oder mhm sagen oder den Kopf schütteln konnte. Und während sie so munter auf mich hineinfragte, nahm sie mich am Arm und zog mich zu einem kleinen Sofa. Ich sollte es mir nun nur recht bequem machen. Da ich zögerte, mich zu setzen, meinte sie lachend, ich werde mich doch hoffentlich nicht schenieren, das wäre nochmals schöner, wo wir bis jetzt immer so gute Freunde gewesen seien. So setzte ich mich halt hin. Sie schob mir noch zwei dicke Kissen hinter den Rücken.

Bis dahin hatte ich immer die Lippen schon ein bißchen bewegt und mit meinem Neujahrsspruch anfangen wollen. Es ging aber nicht, weil sie gar keine Pause machte, in der ich schnell hätte anfangen können. Und jetzt saß ich da und im Sitzen konnte ich doch mein Sach nicht sagen. Die Frau Kommerzienrat stellte ein kleines, rundes Tischchen vor mich hin, das nur einen Fuß hatte. Ich sehe das Spitzendeckchen darauf heute noch vor mir. Da kam das Dienstmädchen herein, und die Frau Kommerzienrat sagte etwas von Gutsla und Likör zu ihr.

Ich war schrecklich aufgeregt. Ich mußte doch meinen Spruch sagen! Hier war es am allerwichtigsten, und wie es mir in der Villa gegangen sei, würde die Mutter als allererstes wissen wollen. Ich weiß nicht, woher ich auf einmal den Mut genommen habe. Ich stand einfach schnell auf, wahrscheinlich zu schnell, denn das kleine Tischchen fiel um. Die Frau Kommerzienrat erschrak, tat einen Schrei und fragte: „Aber was hast du denn?“ Ich konnte nichts sagen, weil ich mich nach dem Tischchen bückte. Ich stellte es wieder hin, nur das Deckchen ließ ich liegen. Dann sagte ich, so schnell es überhaupt ging, denn ich hatte große Angst, es könnte wieder nicht reichen: „Ich wünsche der Frau Kommerzienrat den gesunden Leib, den Heiligen Geist und das ewige Leben.“ So! Jetzt wars vorbei. Mir war nicht nur ein Stein, mir war ein ganzer Steinbruch vom Herzen.

„Sieh an“, sagte die Frau Kommerzienrat lachend, „was er wieder für einen schönen Spruch gelernt hat. Ich dank dir schön, Büble. Und da kommt auch schon was Gutes für Dich. Schenken Sie nur ein, Emma. So! Und nun greif zu und nimm nur ein Schlückle. Der ist schön süß und tut dir nichts.“

Nein, dachte ich, jetzt kann mir überhaupt nichts mehr etwas tun. Jetzt ists gesagt und jetzt brauch ich nirgends mehr hin. Und als sie ihr Gläsle in die Hand nahm und mir freundlich zunickte, nahm ich halt das andere Gläsle. Schlechter als Lebertran konnte es auch nicht sein; und jetzt, wo ich alles hin-

ter mir hatte, hätte ich noch ganz andere Sachen eingenommen! Ich trank das kleine Glas auf einen Zug aus. Ich wäre gar nicht auf den Gedanken gekommen, daß man an diesem winzigen Schlückle ein paarmal trinken könnte. Ich hätte übrigens nicht sagen können, ob das, was ich da getrunken hatte, gut oder schlecht schmeckte. Ich weiß heute nur noch, daß es grasgrün war. Auf alle Fälle war es mir danach ganz wohl, und als ich ein Gutsle gegessen hatte, schenkte mir die Frau Kommerzienrat nochmals ein Gläschen voll ein und ich trank es wieder auf einen Schluck aus. Jetzt wäre ich am liebsten aufgestanden und hätte gesagt: „So, jetzt gang i hoim.“ Die Mutter hatte gesagt, ich solle ja nicht sitzen bleiben wie ein Presser. Ich rückte ein bißchen nach vorn und überlegte, wie ich jetzt am besten fortkäme. Am liebsten wäre es mir gewesen, wenn sie gesagt hätte, so, jetzt habe sie keine Zeit mehr und ich solle einen schönen Gruß an die Mutter ausrichten und gut heimkommen. Das sagte sie aber nicht. Dafür wollte sie meinen Neujahrswunsch nochmals hören. Es sei vorhin ein bißchen schnell gegangen, und sie habe vielleicht doch nicht alles richtig gehört. So stand ich eben auf und fing in Gottes Namen nochmals an. Ich kam auch gut und ohne zu stolpern bis zum ewigen Leben. „Schön“, sagte sie. Das seien drei gute Wünsche. Nun solle ich mir aber die übrigen Gutsle in die Tasche stecken. Das ließ ich mir nicht zweimal sagen, zumal ich jetzt geradezu von Wohlbehagen erfüllt war. Denn erstens war es mit meinem Spruch nochmals gutgegangen, und zweitens hatte ich jetzt ganz gewiß meine Ruhe davor und drittens stand ich schon da, so daß ich nun sicher in wenigen Minuten draußen vor dem Parktor war. Und dann hatte ich alles hinter mir! Dann wollte ich aber noch eine Weile flache Steine übers Wasser flitzen lassen. Ich hatte es schon bis zu zehn Hüpfen

gebracht, man mußte nur ganz flach werfen und mit der Hand bis fast auf die Wasseroberfläche hinuntergehen! Im Gedanken an dieses Vergnügen streckte ich der Frau Kommerzienrat die Hand hin. Sie schlug aber nicht gleich ein. Es sei schade, daß ich schon gehen wolle. Wenn ich aber so eilig hätte, dann müsse sie doch schnell nochmals auf meinen Neujahrswunsch kommen. Die ersten zwei Dinge, mit denen sei sie ganz einverstanden. Da könne man von beidem nie genug haben. Aber das mit dem ewigen Leben – ich werde doch nicht gar wünschen, daß sie diese schöne Welt, auf der es ihr so gut gefalle, bald verlassen solle? Ich weiß nicht, woran es lag, daß ich jetzt nicht im geringsten erschrak und verwirrt wurde, daß ich vielmehr sofort sagte: „Noi, gwiß net, wisset Se, 's ewige Leba, des kommt erst ganz später amol.“ Da lachte sie und meinte: „So laß ich mir's gefallen. Und so hoffe ich halt, daß Du noch recht oft zum Neujahrswünschen zu mir kommst.“

Dann ging sie selber mit mir an die Haustür und ließ mich hinaus. Als ich schon fast am Parktor war, rief sie mir nochmal. Ich erschrak, aber sie wollte mir bloß noch winken. So winkte ich halt auch, sicher recht ungeschickt, denn solcherlei Dinge waren bei uns nicht Mode.

Man wird verstehen, daß ich aufgeschnauft habe, als das schwere Gartentor ins Schloß gefallen war. Und man wird darüber hinaus verstehen, daß mir von dem Tag an das Neujahrswünschen wie Spitzgras war, auch nachdem ich längst einen modernen und viel kürzeren Spruch aufgesagt habe. Es hat mancher Neujahrstag kommen müssen, bis ich gemerkt habe, daß man den Leuten kaum etwas noch Besseres wünschen kann als das, was ich auch meinen lieben Lesern zum Schluß wünschen möchte: den gesunden Leib, den Heiligen Geist und das ewige Leben.